Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1966)

Heft: 1-2

Artikel: Der Schweizer in der deutschen Schwankliteratur

Autor: Moser-Rath, Elfriede

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-116184

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Schweizer in der deutschen Schwankliteratur*

Von *Elfriede Moser-Rath*

Im vergangenen Jahr ist ein recht amüsantes Buch unter dem Titel: «Alle Kreter lügen», Vorurteile über Menschen und Völker, von Carl Georg von Stackelberg[1] erschienen. Das Motto ist ein Zitat aus einem Brief des Paulus an Titus, Kapitel 1, Vers 12: «Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche!», was seinerseits wieder auf die Meinung der alten Griechen über ihre Nachbarn zurückgeht. Es ist also ein rund 2500 Jahre altes Zeugnis für ein Vorurteil gegen ein bestimmtes Volk. Es liegt etwa auf der gleichen Linie wie die wesentlich jüngere, wohlbekannte Anekdote, die der Autor gleichfalls im Vorwort zitiert, nämlich die Geschichte von dem Engländer, der zum ersten Mal auf den Kontinent kommt, von einem französischen Kellner mit roten Haaren bedient wird, und daraufhin nach Hause berichtet: «Die Franzosen sind rothaarig!»

Das Buch ist mit leichter Hand geschrieben, beruht aber auf wissenschaftlich fundierten Kenntnissen von der Problematik des Vorurteils und der Klischeevorstellung, die im Zusammenleben der Völker eine kaum zu unterschätzende Rolle spielt. Denn, so schreibt Stackelberg: «Dieses Denken in nationalen Stereotypen ist uns allen eigen. Es begleitet jeden von uns ständig rund um die Welt, wenn wir an andere Völker denken und wenn wir Menschen aus anderen Ländern begegnen! Wir haben einerseits unser eigenes nationales Vorstellungsbild, nach dem wir uns, wie selbstverständlich, selbst identifizieren und zu dem wir uns in Beziehung setzen. Wir tragen aber mit uns die fertigen Klischees – 'der Franzose ist so', 'der Japaner ist so', 'der Inder ist so' – herum.»[2] Diese Fragen der nationalen Stereotypen stellen einen bedeutenden Forschungszweig der Soziologie mit einer ausserordentlich umfangreichen Literatur[3] dar, der uns von der

* Vortrag auf Einladung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Basel und Zürich, am 16./17. Februar 1966.

[1] Erschienen im Econ-Verlag, Düsseldorf-Wien (1965).

[2] Stackelberg (wie Anm. 1) 53.

[3] Vgl. z. B. Ernest Barker, National Character and the Factors in its Formation. London 1927; Kripal Singh Sodhi – Rudolf Bergius, Nationale Vorurteile. Eine sozialpsychologische Untersuchung an 881 Personen (= Forschungen zur Sozialpsychologie und Ethnologie, Bd. 1), Berlin 1953; H. C. J. Duijker – N. H. Frijda, National Character and National Stereotypes (= Confluence, Surveys of Research in the Social Sciences, vol. 1), Amsterdam 1960. Die beigefügte Bibliographie zum Thema (S. 170ff.) umfasst 988 Nummern. – Morris Ginsberg, Zur Psychologie und Soziologie des Vorurteils, in: Über Vorurteile, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1963. Siehe auch die Bibliographie bei Stackelberg (wie Anm. 1) 211ff.

Volkskunde her interessieren muss, weil dabei zugleich auch die Problematik der Volkscharakterisierung angeschnitten wird.

Nun basieren die meisten dieser Untersuchungen auf den Ergebnissen der Meinungsforschung, die heute überall so hoch in Kurs steht. Auch Stackelberg, der sein Buch übrigens seinem Freund Gallup gewidmet hat, bringt immer wieder umfängliche Statistiken auf Grund repräsentativer Umfragen darüber, was einzelne Völker voneinander halten. So wurde etwa in Pakistan, Indien, Thailand, Südvietnam, auf den Philippinen, in Malaya, Burma usw., desgleichen auch in vielen lateinamerikanischen Ländern abgefragt, was man dort vom sogenannten typischen Engländer, Amerikaner, Deutschen, Franzosen, Russen usw. hält, und zwar nach Eigenschaften wie: ehrlich, fleissig, gründlich, philosophisch, fanatisch, grosszügig, tapfer, grausam, unehrlich usw.[4] Es ist erstaunlich, wieviel Prozent der Befragten sich da offenbar ganz dezidiert zu äussern wussten. Ich muss gestehen, dass man mich mit so einem Fragebogen über die Eigenschaften beispielsweise der Thailänder oder der Burmesen schwer in Verlegenheit brächte. Nun mag es sein, dass die Europäer in jenen Ländern bekannter sind, als dies umgekehrt der Fall ist. Leider kann ich Ihnen nicht sagen, was man dort von den Schweizern denkt, weil die Schweizer in diesen Umfragen offenbar nicht als «typische» Nation figurieren. Im ganzen aber scheinen mir diese auch wieder stereotypen Fragestellungen problematisch, denn was die Völker tatsächlich voneinander wissen, ist doch – was übrigens auch Stackelberg selbst feststellt[5] – im Grunde recht dürftig und von vielerlei Zufällen abhängig.

Wenn ich da einmal von allerdings bescheidenen, ganz persönlichen Erfahrungen ausgehen darf: Ich war 1950/51 als Österreicherin in England, lebte dort in einer Mittelstandsfamilie und bin mit dem Fahrrad weit herumgekommen, dürfte also auf der Landstrasse, in Jugendherbergen, Gasthöfen, in Geschäften, auch in Studentenklubs usw. durchaus dem Durchschnittsengländer begegnet sein. Was diese Leute gemeinhin von den Österreichern wussten, basierte zum einen auf den heiteren Bildern aus der Wiener Operette, zum andern auf dem damals gerade aktuellen, übrigens von Engländern gedrehten Film «Der dritte Mann», einer Kriminalgeschichte, die Wien im Jahre 1945 zum Schauplatz hatte. Ich wurde nicht etwa nach der Wiener Oper, den Wiener Theatern, Museen oder sonstigen Sehenswürdigkeiten, auch nicht nach unserer Lebensweise oder etwa nach

[4] Vgl. Stackelberg (wie Anm. 1) 41 ff.

[5] So am Beispiel von Nachbarvölkern wie Deutschen und Franzosen: (wie Anm. 1) 31 ff.

unseren doch recht einschneidenden Kriegserlebnissen befragt, sondern, ob Wien tatsächlich so grosse Kanäle hätte, wie es in dem Film bei der Verbrecherjagd zu sehen war. Ich hatte bis dahin wenig Ahnung vom unterirdischen Wien und begab mich also eilends ins Kino, hatte aber keine rechte Freude an dieser Kanalperspektive mit Zitherbegleitung, die meine englische Umgebung offenbar für ganz typisch wienerisch hielt. Der Zitherspieler Farkas ist ja bekanntlich mit seiner eintönigen Melodie noch um die ganze Welt gereist. Ich begegnete in England einmal der erstaunten Frage, wieso ich als Wienerin deutsch spräche. Man hatte wohl noch von der alten Monarchie her die Vorstellung, Wien läge irgendwo in der Tschechoslowakei. Und das zu einer Zeit, da immerhin Tausende von Engländern als Angehörige der britischen Besatzungsmacht in Österreich stationiert waren. Diese einigermassen erschütternde Unkenntnis soll keineswegs verallgemeinert werden. Ich bin natürlich auch sehr kenntnisreichen und interessierten Engländern begegnet. Aber als ich einmal die Missbilligung einer alten Dame auf mich gezogen hatte, hörte ich das auch wieder typische, verächtliche Pauschalurteil: "That is continental!" – Was übrigens die Meinung der Engländer über die Schweizer betrifft: Bei einer 1964 in England gehaltenen Umfrage nach den sympathischsten Nationen stand die Schweiz mit 24% weitaus an erster Stelle[6], was wohl darin begründet ist, dass die Engländer seit den Anfängen des Tourismus am allerliebsten in die Schweiz reisen.

Dieser kleine Exkurs in die internationale Meinungsforschung sollte nur zeigen, dass wir uns von der Volkskunde her in den an sich schwierigen Fragen der Volkscharakterisierung nicht mit den Gegenwartsquerschnitten begnügen können. Heute noch weniger als früher, weil sich die Vorstellungsbilder, die die Völker voneinander haben können, trotz der durch den modernen Verkehr wesentlich verringerten Entfernungen eher verzerren als verdeutlichen. Alle Meinungen werden mehr denn je vom Klischee beeinflusst, das vielfach aus politischen oder kommerziellen Interessen bewusst geprägt und durch die Massenmedien wirksamer, als dies je zuvor möglich war, verbreitet wird. Der allseits so heftig betriebene «Folklorismus»[7] dürfte ein ganz wesentliches Faktum in diesem Fragenkomplex sein.

[6] Vgl. Stackelberg (wie Anm. 1) 84; an zweiter Stelle standen die Schweden (12%), an dritter die Franzosen (8%).

[7] Vgl. Hans Moser, Vom Folklorismus in unserer Zeit, in: Zeitschrift f. Volkskunde 58 (1962) 177ff.; ders., Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde, in: Hess. Blätter f. Volkskunde 55 (1964) 9ff.

Richard Weiss hat in dem Kapitel über den Volkscharakter in seiner «Volkskunde der Schweiz»[8] ganz richtig bemerkt, dass wir mit unsern Kenntnissen über dieses Problem noch in den Anfängen stecken und vorerst noch wenig wirklich Gültiges aussagen können. Er hat wie immer klug und äusserst behutsam gegeneinander abgewogen, was von den überkommenen Vorstellungen mit den tatsächlich möglichen, von anthropologisch, geschichtlich und landschaftlich bedingten Gegebenheiten des Schweizer Volkstums übereinstimmt und was nicht. Im Rahmen unserer historisch orientierten Wissenschaft wird man sich immer wieder fragen müssen, wie die Urteile und die Vorurteile im Laufe vergangener Zeiten entstanden sein können.

Dafür scheint mir nun die Volkserzählung eine wichtige und vielleicht noch zu wenig ausgewertete Quelle zu sein. Eine kleine Anekdote, ein in der Nachbarschaft gängiger Witz sagt doch meines Erachtens mehr aus, als ein Pauschalurteil über irgendeine Eigenschaft auf einem Fragebogen. Denn hinter so einer kleinen Erzählung steht doch letzten Endes ein Erlebnis, zumindest eine unmittelbare menschliche Begegnung und nicht nur eine unter irgendwelchen unkontrollierbaren Voraussetzungen vorgefasste Meinung. Je überzeugender, je pointierter die Geschichte, um so eher wird sie weitererzählt, und die Summe solcher Überlieferungen ergibt dann eine Charakterisierung, die haften bleibt. Man möchte annehmen, dass etwa die verbreitete Ansicht vom Geiz der Schotten wohl zum Teil auf einer sparsamen Veranlagung dieses Volksstammes beruht; sie wäre aber keineswegs so sprichwörtlich geworden, wären nicht seit langem überall, auch durch Witzspalten in Zeitschriften kolportiert, unzählige Witze über den geizigen Schotten in Umlauf. Ähnlich verhält es sich gewiss auch mit den Judenwitzen, von denen die besten übrigens die Juden selbst erzählen[9].

Was das Material für diesen Vortrag betrifft, so muss ich vorausschicken, dass ich nicht etwa aus besonderer Sympathie für die Schweizer auf die Suche nach einschlägigen Anekdoten in der deutschen Schwankliteratur gegangen bin. Es ist mir vielmehr bei einer systematischen Bestandsaufnahme von Erzählgut im Bereich volkstümlichen Lesestoffes des 17. und 18. Jahrhunderts[10] aufgefallen, wie

[8] Zürich 1946, 353ff.

[9] Über Entstehung und Charakteristik des Witzes im Allgemeinen vgl. Hermann Bausinger, Schwank und Witz, in: Studium Generale 11 (1958) 699ff.

[10] Die Arbeit wird im Rahmen des Seminars für deutsche Volkskunde in Göttingen unter Leitung von Prof. Kurt Ranke durchgeführt. Einige vorläufige Arbeitsergebnisse aus einem Teilbereich dieser Literaturgattung bei: E. Moser-Rath, «Schertz und Ernst beysammen». Volkstümliches Erzählgut in geistlichen Schriften des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift f. Volkskunde 61 (1965) 38ff.

oft da in verschiedensten Zusammenhängen vom Schweizer die Rede ist, und ich habe erst danach die Spuren noch etwas weiter in die ja besser bekannte Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts zurückverfolgt. Die Katalogisierungsarbeit ist noch keineswegs abgeschlossen, sie steckt, besser gesagt, angesichts der fast unübersehbaren Fülle dieser barocken Kleinliteratur eher noch in den Anfängen. Es kann also gut möglich sein, dass ich in einigen Jahren noch wesentlich mehr und besseres Material zu bieten hätte, dass ich vielleicht auch manches nicht kenne, was Ihnen hier geläufig ist. Wenn ich hoffen darf, Ihnen wenigstens einiges Neue bringen zu können, so darum, weil es recht selten gewordene Büchlein sind, die ich in letzter Zeit in der Hand hatte. Es soll, wohlgemerkt, nicht von Schwänken die Rede sein, die sich die Schweizer untereinander erzählten, wie man sie etwa in der hübschen Sammlung «Altschweizerische Sprüche und Schwänke» aus einer Handschrift des Schweizerischen Idiotikons aus der Mitte des 17. Jahrhunderts[11] findet. Es sollen vielmehr die Geschichten zu Wort kommen, die in der Nachbarschaft über die Schweizer berichtet wurden. Dazu ist wiederum zu sagen, dass das nicht unbedingt deutsche Überlieferung sein muss. Die Kompilatoren jener Schwank- und Anekdotensammlungen waren zum Teil recht belesen und schrieben ohne Bedenken aus fremden Quellen ab, was ihnen gerade gefiel. Es wurde auch viel aus dem Holländischen, aus dem Französischen und aus dem Italienischen übersetzt und wanderte dann ohne Herkunftsnachweis weiter. So braucht man die kleinen Boshaftigkeiten über die Schweizer durchaus nicht alle den Deutschen in die Schuhe schieben.

Was die Schweizer früh schon ins europäische Gespräch brachte, war ihre besondere politische Situation, die damals einzig dastehenden Unabhängigkeitsbestrebungen der alten Eidgenossen, die teils gewiss nicht neidlose Bewunderung (in vielen Sammlungen findet sich die Geschichte vom tapferen Wilhelm Tell und dem Rütlischwur[12]) – teils auch Missbilligung hervorriefen. Der deutsche Humanist Heinrich Bebel beispielsweise war offensichtlich der Ansicht, die Schweizer sollten ihre Eigenbrötelei sein lassen und wieder in den Reichsverband zurückkehren. So schrieb er in seinen Facetien mit unmissverständlicher Anspielung «Von einem gewissen Volk»[13]:

[11] Herausgegeben von den Mitgliedern der Redaktion. Frauenfeld 1941.

[12] Vgl. z.B. J. W. Zinkgref und J. L. Weidner, Deutsche Apophthegmata, das ist: Der Teutschen Scharfsinnige kluge Sprüche... Amsterdam 1653–55, 1, 140; Wilibald Kobolt, Schertz und Ernst beysammen..., Augsburg 1747, 279f.

[13] Vgl. Heinrich Bebels Schwänke, hg. von Albert Wesselski. München-Leipzig 1907, Bd. 1, 86, Nr. 88, dazu die Anmerkung Wesselskis, S. 205.

«Einer, der bei mir grossen Glaubens ist, hat mir erzählt, wie er gehört habe, als irgendwo eine Volksversammlung beratschlaget, ob man dem Kaiser Maximilian Kriegsdienste leisten sollt, wäre einer, da man die Sach durch einen Eid hätt fest machen sollen, aufgestanden und hätte gesagt: 'Zum ersten haben wir geschworen, dass wir kein jährliche Besoldung von Fürsten empfangen wollen. Zum andern haben wir geschworen, dass wir mit keinem Fürsten in den Krieg ziehen wollen. Zum letzten haben wir die Unsern mit eim Eidschwur wieder abgefordert von Mailand. Auf dass wir also jetzunder einen Meineid vermeiden, gib ich meinen Rat, dass wir mit einem Eidschwur bekräftigen sollen, dass wir hernachmals nichts von dem halten wollen, was wir geschworen haben.'»

Das gleiche Motiv kehrt später in der Sammlung «Deutsche Apophthegmata» von J. W. Zinkgref und J. L. Weidner[14] mit abgemilderter Tendenz wieder. Es heisst dort (3, 67):

«Ein alter Schweitzer, so lang dem Krieg gefolgt, vnd viel in der Welt gesehen vnd erlebt, auch offt dabey gewesen, daß man schwere Sachen verhandelt, die zugesagt, mit Eyd beschworen, vnd doch nicht gehalten, sagte: Ich wolte, daß man einmal schweren thet, daß man keinen Eyd mehr halten wolt, so wist man, woran man were, vnd könt sich desto besser vorsehen.»

Hier deutet sich schon jener Zug des Ehrlichen, Rechtschaffenen an, der für die Schweizer geradezu sprichwörtlich wurde, so dass man «schweizerisch» mitunter sogar als Synonym für «bieder» gebrauchte, wie Fischart etwa einmal von einem «untrew, unschweitzerischen Wegweiser in Thüringen» sprach[15]. Dass nach der Meinung der Nachbarn in der Schweiz Ordnung herrsche, deutet auch eine Stelle in Valentin Schumanns «Nachtbüchlein» von 1559[16] an; es wird dort von einem armen Schlucker erzählt, der nicht wusste, wie er sich auf seiner Wanderung durch die Schweiz fortbringen sollte, und dazu bemerkt: «... dann es ist im Schweitzerlande nit der brauch, das man gartet oder betlet wie in Schwaben, Bayrn, auch im Franckenland und auch sunst noch in mehr landen.»

Von diesem Merkmal der Biederkeit und der Sittenstrenge ist für die spottsüchtige Nachbarschaft oft nur ein kleiner Sprung zum Vorwurf des Altväterischen. Dafür findet sich in einem recht lustigen,

[14] Wie Anm. 12; die Teile 1 und 2 von Zinkgref, erstmals erschienen 1633, wurden 1653 von Weidner nachgedruckt und durch drei weitere, wesentlich umfangreichere Kompendien ergänzt.

[15] Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, Sp. 2474.

[16] Hg. von Johannes Bolte (= Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 197), Tübingen 1893, 285.

anonym erschienenen Büchlein unter dem Titel «Gepflückte Fincken oder Studenten-Confect» von 1667[17] folgendes Beispiel:

«Der vierdte [das Anekdotenerzählen geht da unter den reisenden Studenten reihum] brachte fast dergleichen bey von einem alten Schweitzer, den ein fürnehmer Herr zur Taffel beruffen. Der junge Printz brachte auff des Herrn Vaters Zuwincken diesem Altvater eines zu, der sich bückte mit diesen Worten: Gesage dirs Gott, mein Büble, Gott gab, daß du frommer wirst als dein Vater. Worüber der Herr Vater und Frau Mutter einander angesehen und nicht gewust, wie sie es von dem Altvater verstehen sollen. Da man nun auffstunde, und die Stühle beyseit gethan wurden, sprach der Alte: Ay nein, nicht also, men singet by uns vor an Psalmen, ehe men obsteite! aber er hatte kein Gehör, und muste auch auffstehen.»

Die allzu eifrige Pflege des Bacchuskults, die Richard Weiss[18] als gemeinschweizerische Eigenschaft in der «Heutelia» angeprangert fand und in der Gegenwart im relativ hohen Alkoholumsatz der Schweiz bestätigt sah, ist in der älteren Schwankliteratur nicht bezeugt. Im Gegenteil, Valentin Schumann hält seinen Landsleuten ihre Trunksucht vor – und die war ja tatsächlich zu jeder Zeit sprichwörtlich für die Deutschen – und meint dazu: «Solchen brauch, sag ich, solten wir von unns bringen, unnd uns halten wie die Schweitzer, da trinckt einer so viel als er mag», d. h. nicht mehr, als ihm bekommt. Der Nachsatz dazu sei um der gewiss unfreiwilligen Komik zitiert: «Auch so wir uns nit wolten ein beyspill nemmen an den Schweytzern, so nimb dir ein beyspil an den unvernünfftigen thieren! Da sihest du, wann du ein esel oder ochssen, khu oder roß zu dem wasser treybest, so trinckt keines mehr, dann es mag, unnd solt du es zerschlagen.»[19]

Daß ein Schweizer dennoch mitunter einen guten Tropfen nicht verschmähte und das auch pfiffig zu entschuldigen wusste, bezeugt folgende hübsche Geschichte bei Zinkgref-Weidner (4, 183):

«Ein Schweitzer war in der Guardi Francisci Königs in Frankreich. Dieser kam einmahl in den Keller, da allerley weinen wahren, vnter andern aber stundt ein fläsche mit Griechischem Wein gefült: der

[17] Gepflückte Fincken- Oder Studenten-Confect, Aufgetragen in zwoen Trachten... Das ist: Zweyhundert außerlesene kurtzweilige... Historien und Possen... Franckenau 1667, 58, Nr. 53.

[18] Volkskunde der Schweiz 354.

[19] Schumanns «Nachtbüchlein» (wie Anm. 16) 192. Der Vergleich unsinnig saufender Menschen mit den darin vernünftigeren Tieren (meist mit Bezug auf den Esel) war ein gängiger Witz der älteren Schwankliteratur; vgl. Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, hg. von Johannes Bolte, Berlin 1924, Nr. 239; Antti Aarne – Stith Thompson, The Types of the Folktale (= FFC 184), Helsinki 1961, Typ 1621 A+ .

Schweitzer als er im Keller eben zur handt kriegt die fläsche, that einen solchen tauben zog daraus, daß auch nicht so viel vber blieb... daß ein Mücke jhren durst davon hätt mögen leschen. Der König fordert vber der Mahlzeit den Griechischen Wein, aber da fand man ein lehre fläsche. Jederman verwundert sich, wie das möcht zugangen seyn, vnd weil der Schweitzer damaln vmb den Keller von andern gesehen, auch jhm die zung mehr als sonsten gieng, sahe jederman auff jhn. Der Schweitzer förchtendt, daß es jemand möcht gesehen haben, trat herfür, fiel vor dem König auff die knie, bekent es, vnd bat vmb gnad. Der König ward lachend, vnd sagt, woher er gewist, daß es griechischer Wein wäre? Der Schweitzer sagt: Als ich jhn trunck, sprach derselbe allzeit die griechische spraach, vnd schnorte in meiner keel, grieck, grieck, grieck grieck. Warüber der König vnd der gantze vmbstand höchlich lachend wurden: Vnd sagt der König zu dem Schweitzer, es wäre jhm vergeben, müst aber vort an kein solche gesundtheits trincke thun, sie wären jhm dann zuvor zugebracht. Der Schweitzer bedanckte sich der Gnad, vnd ward vortan am hof der griecks Schweitzer genant.»

Ein anderer Vorwurf, der den Schweizern oft gemacht wurde, ist ihr Hang zur Berechnung, härter ausgedrückt: Geldgier, Geiz, Krämergeist. «Pas d'argent, pas de Suisse»[20] war ein geflügeltes Wort, dessen Begründung Richard Weiss auf die üblen Erfahrungen der Söldnerzeit zurückführt, da die Schweizer Soldaten sicher oft genug Ursache hatten, auf ihren Geldforderungen zu bestehen. Dazu ein Beispiel bei Zinkgref-Weidner (3, 39):

«Ein Schweitzerischer Capitain, welcher dem König Carl in Schweden gedienet, kam mit sein Soldaten nach Stockholm, vnd logirt sich in eine Herberg, allda zehrend, fordert er 600 Reichsthaler von dem König restanten [also ihm zustehende Gelder]. Der König sagt, er wolt ihm 600 Teufel auff den kopf geben: als nun die Wirtinne ihm die rechnung macht, daß er 300 reichsthaler bey ihr verzehrt, antwortet er ihr: Er wolt ihr drey hundert Teufel auff den Kopff geben. Die Wirtin klagte. Der König lest den Capitain durch seinen Cantzler vornehmen: der Capitain entschuldigt sich also, der König ist mir 600 Reichsthaler schuldig, als ich sie gefordert, hat er mir 600 Teuffel auff den kopff gegeben: darvon hab ich der Wirtin das halbe theil, die 300 Teuffel geben, das ist ja gut Königisch bezahlung. Als dem König diese höfliche antwort vorgebracht worden, hat er

[20] Vgl. H. Mercier, Sobriquets nationaux et internationaux, in: SAVk 22 (1918/19) 209ff.

befohlen dem Capitain die gantze Summam zu bezahlen, vnd der Wirtin das ihre auch.»[21]

Nun, der Hauptmann hat nur verlangt, was ihm zustand, und verstand es auch, den König auf drastische Weise darüber zu belehren. Einen gewissen praktischen Sinn wird man den Schweizern aber nicht absprechen können, wenn man die folgenden zwei Geschichten aus der bäuerlichen Sphäre liest. Da heisst es in Jacob Freys «Gartengesellschaft» von 1556:[22]

«Zu Sachsen in dem dorff, auch zu Underwalden im Schweitzerland, da der selig bruder Claus haus gehalten, auch daselbst in der kirchen begraben ligt, da starb einem burger sein vatter. Zu dem selben kumpt einer von Sarnen, wie sie dann nachbaurn und eines lands seind, der was sein vetter und hieß Erny. Daruff Erny sagt: Vetter Uly, es ist mir trewlich leydt, das dein etty zu gott ist gefore. – Danck der gott, sagt Uly wider, wölle got, das weder du noch alle die deinen nimer zu gott kommen. – Daruff Erny sagt: Wiltu aber deim Etty nüt nachthunn [womit offenbar die Stiftung einer Seelenmesse gemeint ist]. Uly sagt: Nein. – Warumb? fragt Erny. Uly gab zu antwort: Ich wil dir sagen, ist er im himel, so darff er sein nüt; ist er in der hellen, so hilfft es in nüt; ist er in dem feegfewr, so wil ich in fegen lassen, er muß gleissen wie ein eisenhut; so kumpt er dester baß gebutzt für unsern hergot. Also schieden sie beide von einander, und begert ihr keiner zu got. Und wolt Uly sein vatter dapffer balliern und fegen lassen, das er hübsch were, wann er zu got keme.»

Dass man dem lieben Herrgott und seinen Heiligen eben nicht aufs Geratewohl opfern wollte, deutet auch die zweite Anekdote aus dem

[21] Die Anekdote begegnet übrigens später noch mehrfach als Predigtmärlein bei Kanzelrednern der Barockzeit, so bei Abraham a Sancta Clara, Judas der Ertz-Schelm... Bd. 4, Salzburg 1695, 331f.; Amandus von Graz, Seelen-Wayde der Christlichen Schäfflein... Klagenfurt 1695–96, Bd. 1, 68f.; Ignatius Ertl, Sonn- und Feyer-Tägliches Tolle Lege... Dominical-Theil (2. Aufl.) Nürnberg 1708, 183f. Die Prediger wussten die Geschichte viel drastischer zu erzählen als Weidner. So heisst es etwa bei Ertl u.a.: «... Den guten Schweitzer affrontirte dieser Abschied und Teuffels-Danck, geht hin voller Unwillen, setzt sich in das nächste Wirths-Haus, lässt ihme stattlich auftragen, panquetiert, frisst, saufft etliche Wochen lang, und will endlich mit gewischtem Maul hinter der Thür Urlaub nehmen. Holla, spricht der Wirth, Herr Capitain, was ist das, wo ist die Bezahlung? Er bleibt mir dreyhundert Thaler schuldig, ich will Geld haben. Der Capitain reisst die Augen auf wie ein Bürg-Ochs, fährt geschwind mit der Fuchtel seiner fluchenden Zungen heraus (wie dann das Fluchen der Soldaten beste Eloquentz ist), wie, was, spricht er, dreyhundert Thaler bin ich dir schuldig, dreyhundert Teuffel sollst du empfangen, scherr dich fort in Teuffels-Namen, du Bluthund, ich gib dir nichts...»

[22] Hg. von Johannes Bolte (= Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins 209), Tübingen 1896, Nr. 39; die gleiche Erzählung, jedoch knapper gefasst und ohne Bezug auf die Schweizer bei Bebel 1, Nr. 79, ferner bei Zinkgref-Weidner 3, 284 und 5, 139.

«Kurtzweiligen Reyßgespan» von Johann Talitz von Liechtensee[23], an:

«Zween Landsässen giengen auff ein Zeit zu dem St. Bruder Clausen gen Vnderwalden, als sie von Alpnach gegen Winckeln wider heimbwarts fuhren, war der See so vngestimm, daß sie in äusserster Gefahr stunden, da sprach der ein zu dem andern: Lieber Gesell, wir wollen eine Fahrt in das Cormund mit einer Meß verheissen, dardurch möchten wir auß der Gefahr kommen. Der ander antwort: ja, wann ich wißt, daß wir vergwißt wären. Dieser Flegel meint, er wolt nichts versprechen, er wäre dann zuvor deß vergwißt, villeicht hat er gemeint, vnser Herr Gott solt ihm ein Bürgen stellen.»

Überhaupt dürften die Schweizer, will man diesen Quellen Glauben schenken, nicht gerade von übertriebenem religiösen Eifer erfüllt gewesen zu sein. Dazu brachte Weidner (4, 178) ein recht drastisches Beispiel, ganz ohne die sonst bei ihm spürbare protestantische Tendenz:

«Ein wunderlicher Speig vnd Fatzvogel, als dieser todtlich kranck, wolt sein Fraw den Pfaffen holen lassen, daß er jhm beichten vnd sich berichten lies. Er sagt zu jhr: warumb sol ich beichten vnd mich berichten lassen? Demnach ich mit niemant vneins: ich mag wol leiden, daß er an meinem platz hie liegen thät, vnd ich jhn möcht beichten hören, doch lies jhn holen: Als der kam, vnd jhm einen guten tag wünschte, sprach der Bawer, ihr habt einen guten tag, vnd ich hab einen bösen. Der Pfaff sagt: dein Kranckheit ist mir leyt: der Bawr, vnd mir noch viel leyder. Der Pfaff: wo ist dir wehe? der Bawr: hie im beth. Der Pfaff: ich sehe wol, daß du sehr schwach. Der Bawr: wann ich starck wäre, wolt ich wol mit euch ringen. Der Pfaff: wiltu seelig werden, mustu dich zu Gott bekehren. Der Bawr: wo ist er? Der Pfaff, hier ist er, ich hab jhn mit mir hergetragen. Der Bawr: läst er sich tragen, so ist er schwacher als ich, zween krancken können einander eben so wenig helffen, als zween Hundt in einem Brunnen liegent; ich wil warten, biß er oder ich starck werden. Also must der Pfaff von jhm weggehen. Als jhm die Seel nun vf der Zungen tantzte, sagt die Fraw: sol ich ein Kertz oder licht anzünden? Er sagt nein, es ist noch heller tag, doch entlich sagt er, sie solt ein Kertz anzünden, dann es wil doch S. Veitz tantz mit mir haben. Vnd als er in letzten zügen lag, sagt einer zu der Frawen: Er zeucht schon, Gott helffe jhm, er zeucht. Daß hörte er vnnd sagt: das mus Gott erbarmen, daß ich vier so starcke Pferd im Stall hab, vnd ich allein diesen karren ziehen

[23] Erstmals erschienen 1645; die folgende Erzählung in der Ausgabe von 1663, 174, Nr. 110.

mus. Damit er also hinzog, Gott weis wohin. Das ich darumb hie erzehle, nicht daß was sonderlich guts draus zu lehren, sondern daß allein man anmercke, gleich wie der Mensch im leben pflegt zu seyn, so ist er auch gmeiniglich im todt.»[24]

Den in Deutschland etwa so heftig ausgefochtenen Religionsstreitigkeiten scheint man in der Schweiz mit einiger Distanz begegnet zu sein. So berichtet wiederum Weidner (5, 87) von einem Schweizer Steinmetz namens Johannes Schwerter:

«Diesen fragte Wilhelm, Landgraff Philippen zu Hessen Sohn, was Religion er were? dem antwortet Schwerter: daß er aller dreyer Religion, der Papistischen, Lutheranischen vnd Calvinischen zugethan were. Der Papistischen, weil man in derselben so viel feyertag hette. Der Lutheranischen, dieweil man auff den freytag möchte fleisch essen, der Calvinischen, weil sie wenig feyertag hätt, vnd mich also zwingt, daß ich fleissig arbeiten soll, wenn ich nicht wil hunger leiden.»

Ich glaube doch, daß sich hier ein echter und bis heute bewährter Wesenszug des Schweizers abzeichnet: die Duldsamkeit gegenüber der Meinung des Anderen, eine gewisse humorvolle Besonnenheit, die keinen Fanatismus hochkommen läßt, die Verträglichkeit über die Alltagsstreitigkeit hinweg, ohne die dieser Viersprachenstaat gar nicht hätte zusammenwachsen können. Dies muß den Nachbarn frühzeitig aufgefallen sein, denn schon in der erwähnten Auswahl aus der Handschrift des Schweizerischen Idiotikons steht eingangs zu lesen:

«Von der Eydtgnoschafft sagt einer, obgleich darinnen zweyerley Religionen und man zuen Zeiten auch etwann streitig werd, sey sy doch gleich einer Hausshaltung, darinn etwann 2 Brüederen uneins werdind und einanderen schlahind, doch wann dann ein Frömbder kömm und sie antasten wöll, standinds beid über ihn und zerschlagind ihn. Also obglich Eidtgnossen zuen Zeiten mit einanderen zanckind, doch wann ein frömbder Herr sich wollte drein mischen und sie überfallen, wurdend beid Religionen zuesamen stehen und den Feind nit ynen lassen, sonder usshin schlagen.»

[24] Die Erzählung geht vermutlich auf Jacob Freys Gartengesellschaft Nr. 10 zurück, wo sie auf «Arawe im Schweitzerland» bezogen ist. – Verwandt die Geschichte bei Bebel (wie Anm. 13) 2, 41, Nr. 91: «Wie auf ein Zeit ein Bauer im Schweizergebirg krank lage, schicket er in das nächste Dorf um ein Priester, auf dass er ihn mit dem heiligen Sakrament versähe; als der Priester nun kommen war, gings dem Bauern wieder besser, und er saget zu ihm: 'Gang nur wiederum heim und lass den Gott bis auf morgen an diesem Nagel' (er zeiget darauf) 'hangen'. Saget der Priester: 'Sollt ich den Leib Christi hier also nachlässig und unehrlich bewahren?' Drauf der Bauer: 'O guter Herr, auch wann er zehn Gülden wert wäre, sollt ich ihn bewahren, ohn dass du müsstest Sorge tragen.'»

Ein drastischeres Vergleichsbild bietet eine andere Version bei Zinkgref-Weidner (1, 237):

«Es redte einer mit einem Schweitzer Fuhrmann, wegen inheimischer streit vnd mißtrawens in der Eydgenossenschafft, mit dem andeuten, es dörffte wol das Reich nicht lang bestehen, das vnter sich vneins were, sondern einem dritten zum Raub werden. Dem antwortet der Fuhrmann gut einfältig also: Ich vnd mein Weib haderen auch offt, doch so vneins wir immer seyen, wann ein frembd schwein in vnsern Garten kommet, lauffen wir beyde zu, vnd schmeissens mit Brüglen wieder hinauß.»

Für den realen, gesunden Menschenverstand der Eidgenossen und die kluge Erkenntnis, dass Streitereien letzten Endes zu nichts führen, findet sich noch ein hübsches Zeugnis in Johannes Paulis «Schimpff und Ernst» von 1525:[25]

«Als ich hab gehöret sagen, so waren zwen Burger zu Zurch, die lagen mit einander in dem Rechten und triben grosen Kosten uff einander, das sie einander schier verderbt hetten. Uff einmal sprach der ein zu seinem Sun: 'Leg dein Harnisch an, so wil ich mich auch anlegen, und nem deinen Hellenbart uff dein Achsel, so wil ich mein auch nemen!' und giengen mit einander an des andern Huß, ires Widerpartz, und klopfften an. Ir Widerpart sahe zu dem Fenster uß und sahe, das sein Feint mit seinem Sun da was, und sprach zu seinem Knecht: 'Kum, wir wöllen unß auch anlegen'! Und nam jeglicher auch ein Hellenbart, und giengen hinab in das Huß und stunden die fier da gegen einander. Da sprach der, des das Huß was: 'Was bedüt es, das du also zu mir kumest?' Diser sprach: 'Ich kum in allem Gutem her. Wir hangen mit einander in dem Rechten und haben einander schier verderbt, und wan wir einander gar verderbten, so spottet man unser, und ist in der gantzen Eidgenoschafft nieman, der das Best zu unsern Sachen ret. Damit das wir gericht wurden, laß unß ein Glocken giessen, die man weit mag hören lüten! Du hast ein Dochter, so hab ich da ein Sun. Laß uns die zusammengeben und ein Ee machen, und verzeihe mir, so wil ich dir auch verzeihen, und laß unß gute Fründ mit einander sein!' Sein Widerpart antwurt und sprach: 'Bei meinem Eid, du sagst recht, es ist mir lieb.' Und berufft die Dochter und hielt ir die Sach für und fragt sie, ob es ir lieb wer. Sie sprach: 'Ja.' Also ward der Handschlag verbracht. Da fiengen sie an zu kochen in beiden Hüsern und legten sich hochzeitlichen an, und

[25] Wie Anm. 16, Nr. 402: «Zu Zürch warden zwen eins». Vgl. auch E. Goetze und C. Drescher, Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, Bd. 4, Halle a.S. 1904, Nr. 487.

assen und truncken und dantzten und luden ander Herren darzu und waren guter Ding mit einander. Da verwundert sich jederman der Verwandlung, und lebten in Weißheit mit einander. Das waren recht Lüt.»

Nun bliebe das Bild des Schweizers in der Vergangenheit jedoch unvollständig, wollte man nur die Zeugnisse seiner besonnenen Rechtschaffenheit anführen. Die Schweizer haben ihren Nachbarn auch mancherlei Anlass zu herzhaftem Gelächter gegeben, und das hat seinen guten Grund. Die Tatsache, dass zahlreiche Anekdoten und Witze über die Eidgenossen in Umlauf waren, ist ja wohl vor allem darin begründet, dass so viele von ihnen notgedrungen ausser Landes gehen mussten, um sich anderswo ihr Brot zu verdienen, vor allem als Söldner, Gardesoldaten, Leibwächter usw., dass also vielerlei Gelegenheit zur Begegnung mit Schweizern allerorts gegeben war. Man kann sich die Lage dieser armen «Reisläufer» leicht ausmalen, wenn sie aus ihren abgelegenen Gebirgstälern in die grosse Welt hinauskamen, merkwürdig anzusehen in ihrer Gewandung, ihrem altväterisch anmutenden Gehaben und sicherlich oft ungehobelten Sitten, und sich nun staunend und verstört zugleich in der neuen Umgebung zurechtfinden sollten. Das Urwüchsige der Gebirgler, das der Folklorismus heute so lebhaft anpreist, war in jener Zeit wohl weniger geschätzt. So entstand wohl unvermeidlich das Schlagwort von der Einfalt der Schweizer.

Zwar bemerkte Jacob Frey schon 1556 am Schluss einer Erzählung über einen Schweizer Bauern, der mit dem Herrgott wegen des Regenwetters während der Heuernte haderte (Nr. 38): «Solchs ist alles noch in der alten zeiten bey den eynfaltigen Schweitzern beschehen; yetzunder seind sie aber mehr gescheider worden.» Aber noch gut hundert Jahre später schreibt der Autor des vorhin erwähnten «Studenten-Confects» (Nr. 104) von seiner Reise von Basel landeinwärts: «Die Schweitzer ins gemein kamen mir seltsam für mit Kleidern und Sprach, wiewol mir gesagt ward, daß sie besser hinauff viel gröber wären, sonderlich die nicht weiter kommen wären als ihre Kühe weyden.» Er hatte auch gleich ein Beispiel von der Unerfahrenheit dieser Hinterwäldler zur Hand: «Es ward mir auch gesagt, daß nicht lang zuvor einer nacher Bern kommen sey, und habe die große Gestück auff Redern gesehen, da er in diese Wort herauß gebrochen: Herr Ghott bhüt, welche große Charrabüchsa syn das. Wann einer damit geschossen wär, der wär 24 Stunden des Füdles gsy, meinet, wer mit diesen großen Charrabüchsen geschossen würde, der wäre in 24 Stunden Maußtodt.» Zinkgref (1, 237) berichtet in ähnlichem Zu-

sammenhang vom Staunen eines Schweizers über die Damenmode: «Als er erstmals in Frankreich kam, vnd die Weiber in Reiffschürtzen gehen sahe, fragt er: Ob das ehrliche oder fahrende Weiber weren? Als ihm geantwortet ward, es weren ehrliche Matronen, fragt er wieder: Warumb schämen sie sich dann schwanger zu seyn?»

Mit Vorliebe wurde den Schweizern ihre schwerfällige Sprache vorgehalten, von der einer sagte, sie hätte «so breite Wörter, daß man darauf kugeln könte»[26]. Auch mit den Fremdsprachen dürften die Eidgenossen ausser Landes zuweilen auf Kriegsfuss gestanden sein, denn, so heisst es wiederum bei Zinkgref (1, 237):

«Ein Schweitzer ware zwantzig Jahr in des König von Franckreichs Guarde gewesen, vnd konte doch kaum drey wort Frantzösisch reden, darumb er dann von einem seiner freund gescholten wurde, daß er in so langer zeit nicht mehr Frantzösisch gelehrnt. Der verantwortet sich also: Was wolt eyner y zwantzig jährly löhren?»[26a] Einer seiner Landsleute aber hat solchen Spott recht schlagfertig zurückgegeben. Als er nämlich von einem Franzosen verlacht wurde, «daß er so ein langsame vnd schwere Red hette», antwortete er: «Wir Schweitzer seyn des Schaffens gewohnet, nicht des Schwetzens!»[27] Von dieser an sich löblichen, aber doch nicht immer angebrachten Gewohnheit der Schweizer, herzhaft zuzupacken, gibt Talitz von Liechtensee in seinem «Reyßgespan» (Nr. 272) ein heiteres Zeugnis.

«Ein hinckender Frantzoß ritte zu Pariß über die Gassen, vnnd fiel mit sampt dem Pferd zu Boden, die Schweitzer von deß Königs Leib-Guardi, als sie ihn sahen wider auffstehen vnnd hincken, vermeinten je, er hätte ein Knie außgefallen, lieffen deßwegen hinzu (wie sie dann dienstige vnnd guthertzige Leuth seynd) vnd wolten ihm auffhelffen, nahmen ihn, der eine vnden, der ander oben, als bey der Dicke vnd dem Schenckel, vnd streckten ihn wie ein Hasenbalg, vnd vermeinten also, ihm den Schenckel wider einzuziehen. Er aber schrye gantz erbärmlich, sie solten ihn lassen gehen, dann er wäre von Natur hinckend, sie aber verstunden ihn nit, vnnd meinten, er schrye also von dem Schmertzen deß Falls, streckten also fort, biß sie endlich vermeinten, das ihrige gethan zu haben. Der gute Patient aber wird ihnen gar schlechten Danck erwisen haben.»

Im übrigen mögen auch einigermaßen weltläufig gewordene Schweizer selbst manche Geschichte von ihren einfältigen Landsleuten

[26] Compendeiuses Lexicon Apophtegmaticum, Oder: Starck fliessende Quelle Künstlicher Redens-Arten... herausgegeben durch Harpagiander. Nürnberg 1718, Nr. 429.

[26a] Die Erzählung geht auf Moscherosch zurück. Vgl. Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, Basel 1955, 170 f.

[27] Zinkgref-Weidner 5, 92.

verbreitet haben. So berichtet etwa der oft zitierte Weidner (5, 116) von einem jungen Schweizer, der offenbar in den Vorgängen der Natur nicht recht bewandert war:

«Dieser war aus den Papistischen Cantonen oder orten, an welchen man nach Brauch der Papisten die tag der Heiligen feyren thet; als es nun ein sehr nassen sommer gab, gleichwoll auff die heiligen tagen bißweilen die Sonn lieblich scheinen thet, klagt vnd hielt er sich übel, daß eben auff den tag, an welchem man nichts thun dorffte, die Sonn scheinen thet, vnd nicht vielmehr auff einen andern tag, damit die trauben desto besser mochten zeitigen; dann er meint, die sonn, ob sie schon auff die feyrtage thete scheinen, operirt sie doch nichts, sondern feyrete, vnd wuchsen vnd zeitigen auff die feyrtagen die trauben nicht.»

Im übrigen wurde gern darüber gewitzelt, daß hinterwäldlerische Leute wenig Ahnung von Kirchenbräuchen hätten. Solche gab es keineswegs nur in der Schweiz. Ich denke da etwa an die Geschichte von einer Bäuerin, die von ihrem entlegenen Hof zufällig am Karsamstag ins Pfarrdorf kam und angesichts der feierlich begangenen Auferstehung in höchstes Erstaunen geriet: sie hätte noch gar nicht gewusst, dass der liebe Herrgott gestorben sei[28]. Diese Schwänke waren Wandergut und scheinen sich speziell um die österlichen Zeremonien gerankt zu haben. Heinrich Bebel überlieferte gleich drei davon auf Schweizer Berghirten bezogen, die ich trotz ihrer Ähnlichkeit anführen will, weil sie zugleich als Brauchzeugnisse interessant sind.

«Ein anderer [Schweizer], der in demselben Gebirge wohnet, hätt zum Sohn einen Hirten, der sah, als er einmal in seim Leben am Palmsonntag zum Tempel Gottes kame, wie die Knaben und Jüngling mitsamt den Alten Zweige der Palmbäume dem Herrn in den Weg warfen, damit sie seinen Weg ehreten, wie es der Brauch ist. Der Hirt aber vermeinet, es ginge gegen ein Übelthäter, zoge vom Leder und führet einen solchen Streich, daß jener samt dem Esel zu Haufen fiele. Und da er heim kam, zeiget er seinem Vater an, wie er alles Volk von großer Furcht erlediget hätt: den Zänker, auf den alle Menschen eindrangen, den sie aber nicht hätten zähmen können, den hätt er allein bewältiget, auch dessen Mähren – so nennet er verächtlich den Esel – zu Boden geschlagen.»

«Ein ander, so am Palmsonntag in die Kirchen ging und ein Geschirr voller Milch bei ihm hätt, traf am Gottesacker Jesum auf dem

[28] Vgl. die Nachweise zu dieser verbreiteten Geschichte bei Kurt Ranke, Schwank und Witz als Schwundstufe, in: Festschrift für Will-Erich Peuckert, Berlin 1955, 42; Aarne-Thompson, Typ 1833E.

Esel sitzend an, wie es unser Brauch ist; dem befahl er seine Milch, ging in die Kirchen und betet ein Weil. Unterdeß erwischeten etliche, die alles gesehn hatten, die Milch und beschmiereten, dann sie der Einfältigkeit des Hirten wohl bewußt waren, des Esels Maul mit Milch, auf daß der Hirt vermeinen sollt, der Esel hätt sie weggefressen. Wie er nun kam und sahe, daß die Milch weg wäre, saget er zum Erlöser: 'In Teufels Namen, warum hast Du mir mein Milch gestohlen?' Und weil Christus, wie es üblich ist, mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger gebildet war, gleich als ob er schwüre, saget er weiter: 'Was schwörst Du meineidig? Daß Dir das übel ausginge! Zeigt nicht des Esels Maul, das noch voll Milch ist, Dein Dieberei genugsam an?' Und nicht anders hätt sich der Zorn des Bauern wider den Heiland gelegt, weder daß ihn die Mitwisser des Handels beschwichtiget hätten.»[29]

Das ist ein weit verbreitetes Schwankmotiv, nur ist es gewöhnlich nicht der Palmesel, der des Milchdiebstahls bezichtigt wird, sondern eine Heiligenstatue vor oder in der Kirche, die die Diebe mit Rahm beschmiert hatten[30].

Die dritte Erzählung bei Bebel bezieht sich auf die ehedem am sogenannten «krummen Mittwoch» in der Osterwoche gehaltene «Pumpermette», bei der in symbolischer Sinngebung die Kerzen gelöscht und danach, nicht zuletzt zum Gaudium der Kirchenbesucher, mit Stöcken auf die Kirchenbänke geschlagen wurde, was nicht selten zu höchst unkirchlichen Tumulten führte[31]. So erklärt sich der Schrecken des Hirten, der dies zum erstenmal erlebte:

«Ein Schweizer, der sich der Viehweide halber allweg im Gebirge aufhielt und drum gar selten in die Kirchen kame, ging einmal in der heiligen Wochen, überredt von seinen Nachbarn, in die Metten. Wie dann auf einmal die Licht ausgelöscht wurden, und sich ein Gerumpel und Gepolter erhebet, was denn gedichter Weis gehalten wird, anzuzeigen, wie Christus von den Juden sei gefangen worden, zoge der Bauer sein Schwert heraus, stund in ein Ecken und forcht sich übel. Als man aber die Licht wieder anzündet hätt, rief er sein Nachbarn mit Geschrei und fraget ihn, ob er nicht verwundet wäre. In dem ersah er die Pfaffen das Bild des Gekreuzigten tragen; da er das Bildnis nicht kennet, saget er: Ich dacht wohl, ein solch Getümmel wird nicht hingehn ohne Todschlag.»[32]

[29] Bebel (wie Anm. 13) 1, Nr. 78.
[30] Aarne-Thompson, Typ 1829A.
[31] Vgl. Hans Moser, Die Pumpermetten. Ein Beitrag zur Geschichte der Karwochenbräuche, in: Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1956, 89ff.
[32] Bebel (wie Anm. 13) 1, Nr. 77.

Diese Geschichte ist durch die Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts gewandert; sie findet sich in den erweiterten Ausgaben von Paulis «Schimpff und Ernst» und auch, ausführlicher erzählt, in der «Gartengesellschaft» des Jacob Frey[33], der den armen, erschreckten Bauern noch auf dem Heimweg mit seinem Spott verfolgt (S. 118): «Gieng also auß der kirchen zu seinem vihe unnd ist in kein kirch mehr kommen. Ich glaub, er lig noch under den melckküblen begraben.»

Damit ist ein Stichwort gefallen, auf das Sie sicherlich schon lange warten. Wie konnte so ein einfältiger Eidgenosse anders begraben sein als unter Melkkübeln, mit denen er sein Leben lang zu hantieren hatte, was waren die Schweizer anderes als «Kühmelker», «Kühmäuler», «Milchbengel» und wie die Spottnamen alle hiessen, die sie seit altersher immer wieder hören mussten![34] Dabei ist dieser Schimpf ursprünglich gar nicht von den bösen Nachbarn ausgegangen. Er entstand, wie Hans Georg Wackernagel[35] ausgeführt hat, im Zeichen innerschweizerischer Spannungen zwischen den Ackerbauern in den Niederungen und den Hirten im Gebirge im 14. Jahrhundert schon, sprang aber als zündender Funke zu den deutschen Landsknechten des Schwabenkriegs über und blieb für lange Zeit unweigerlich an den Eidgenossen haften. Hatte der Spott schon unter den Schweizern selbst oft genug böses Blut gemacht – nach dem Schützenfest zu Konstanz von 1458 soll es zu einem regelrechten Krieg gekommen sein, weil ein Konstanzer es gewagt hatte, beim Würfelspiel mit einem Luzerner eine Berner Münze als «Kühplappart» zu bezeichnen, wofür die von Konstanz schliesslich 5000 Gulden Sühne zahlen mussten[36] – war man also schon Landsleuten gegenüber empfindlich, wie übel mag man den «Kühmelker» und ähnliches den Feinden erst genommen

[33] Vgl. die Nachweise von Bolte zu Pauli Nr. 768 und zu Frey Nr. 101. Eine besonders gut erzählte Version findet sich, in: Der Kurtzweilige Hanss-Wurst von Frölichshausen, Oder: Über fünffhundert auserlesene, rare, kurtzweilige... Historien... Anno 1712, 314ff. Ich habe Prof. Hans Trümpy für die leihweise Überlassung dieses seltenen Büchleins sehr zu danken.

[34] Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 5, Sp. 2573; Schweizerisches Idiotikon 3, 90. In einem für die Schweizer wenig schmeichelhaften Gedicht in den «Jocorum atque Seriorum, tum novorum, tum selectorum atque memorabilium... Recensente Othone Melandro» (die mir vorliegende Ausgabe: Lichae 1604), lib. 2, Nr. 42, heisst es: «Die Schwitzer sömlich Menschen sindt / Gottshasser vnd deß Gloubens Fiende. / Groß Milchbengel vnd Tyrannen / Küemelcker, Ach ouch vnverstanden...»

[35] Altes Volkstum der Schweiz. Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 38), Basel 1956, 36f.; vgl. auch Richard Weiss (wie Anm. 8) 107f.

[36] Vgl. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vollständige Ausgabe, Berlin (1927), Bd. 2, 105.

haben. Bei Zinkgref-Weidner (4, 144) findet sich darüber eine geradezu rührende Geschichte:

«Als ein schwäbischer Soldat in der schlacht bey Hardingen war, in welcher 500 Schweitzer mit 10000 Keyserischen ein schlacht zu wagen sich nicht geschewet, in welcher sie auch obgelegen vnd der Keyserischen bey 5000 erlegt, vnd in gemelter Schlacht derselbe Schwab gefangen, als er vor die Hauptleute gebracht, sprach er, aus angsten vnd forchten, weil er wuste, das die Schweitzer befohlen, daß man keinen, so dem Keyser dienten, solt quartir geben, die Hauptleute mit diesen Worten an: O Ihr fromme Kühmäuler, ich bitte, ich bitte meines Lebens gnade. Die Hauptleute wurden zwar erstlich entrüst, doch weil er sagt, daß er sein lebenlang sie nicht anders hätte hören nennen, würdt jhm das leben geschenckt. Andere meinen, daß er sol gesagt haben, Kühmelcker: doch das ist eben viel, er ist also loß worden.»

Daß die Schweizer übrigens sehr wohl wussten, sich des Spotts zu erwehren, beweist eine politisch gefärbte Anekdote aus der gleichen Quelle. Es heisst da (2, 59):

«Als ein Schweitzer hörete, daß ein Spanier zum andern sagte: Man nenne die Schweitzer Kühemelcker, antwortet er: Ja, wir seyn Kühemelcker, aber wir haben nur zwo Kühe, die wir melcken, den König in Spanien und den in Franckreich.»

Im übrigen besteht die Gedankenverbindung von Schweizer und Melker heute noch, allerdings ohne jeglichen spöttischen Beigeschmack. Auf grösseren Bauern- und Gutshöfen in Deutschland und Österreich bezeichnet man speziell für die Betreuung des Viehs bestellte, hochbezahlte Fachkräfte ohne Rücksicht auf ihre Herkunft als «Schweizer»[37].

Nachdem sich nun genügend Spott über die Schweizer Bauern und die Hirten ergossen hat, sei noch eine heitere Geschichte von drei Schweizer Jägern angefügt. Allerdings handelt es sich dabei um kein besonders altes Zeugnis, es ist eine Aufzeichnung des 19. Jahrhunderts, die Anton Birlinger in seiner Sammlung «Volkstümliches aus Schwaben»[38] veröffentlicht hat.

«Gingen einmal drei Schweizer mitsammen auf die Jagd. Als sie über ein Haag stiegen, sprang der erste einem jenseits weidenden Stier

[37] Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, Sp. 2472.

[38] Bd. 1, Freiburg 1861, 462, Nr. 692 (aus Herbertingen). Vgl. Aarne-Thompson, Typ 1227, 1228. Die Geschichte wird in älteren Quellen als Heldentat zweier Schwaben erzählt, so in: Das Kurtzweilige Leben von Clement Marott... o.O. 1660, 170; Vademecum für lustige Leute, Neue Auflage, Frankfurt-Leipzig 1786, I, 69, Nr. 70.

auf den Kopf. Der rannte mit dem Schweizer davon und: Chryz tusendhaghel! schrien die andern, nu hot en ebba der Tüfel vom Haag ebi gholt! Die zwei übrig gebliebenen setzten ihren Marsch in den Wald weiter fort und sahen bald ein Eichhörnchen. Diesem rannten sie nach. Da sagte der eine zum andern: Seppi, geh heim und hol ebbe eine Pfanne, daß wir's stechen können, wenn wir's haben. Der lief ins Dorf. Mittlerweile war der andre auf die Tanne geklettert, wo das Eichhörnchen saß, und gedachte es zu fangen. Da sprang das Eichhörnchen von dieser Tanne auf die nächste. Der Schweizer dachte, das möchte er wohl auch können und wollte auch hinüber springen. Aber da fiel er sich todt. Als der andre mit der Pfanne kam, diesen todt liegen und nirgends mehr ein Eichhorn sah, glaubte er, dieser werde das Eichhorn gefangen und aus Neid allein verzehrt haben, und sei nun für seinen Wucher mit Recht dran erstickt. Im Heimgehen fand er den, welchen der Ochse auf die Gabel genommen, und aus Freud hierüber wollte er ihm eins auf seiner Flinte aufpfeifen. Der eine sollte oben ins Rohr blasen, der andere unten am Schloss dazu fingerlen. Als der eine oben hinein blies, fingerlete der andere am Hahnen und das Gewehr ging los, daß der Bläser todt umfiel.»

Die Schwaben habens nötig, möchte man dazu wohl sagen! Die kühne Jägerei scheint gemein-alemannisch zu sein.

Was sonst noch, und zwar in vielerlei Versionen in jenen älteren Schwankbüchern über die Schweizer zu lesen steht, ist wiederum geeignet, zum Ruhm der Eidgenossen beizutragen. Ich sagte schon, dass die Fülle der Schweizeranekdoten wohl darauf zurückzuführen ist, dass diese Burschen aus den Bergen nahezu überall in Europa anzutreffen waren, vor allem auf den zahlreichen Kriegsschauplätzen. Die Tapferkeit, das Draufgängertum der Schweizer Söldner war sprichwörtlich, auf «gut schweizerisch dreinschlagen» ein Begriff; ja, sie beherrschten sogar die Sprache des Heerwesens, indem man für bestimmte Waffen von «Schweizer Degen», von «Schweizer Spiessen» usw. sprach[39]. So ausgerüstet waren diese Eidgenossen einfach nicht unterzukriegen.

So heisst es etwa bei Zinkgref-Weidner (1, 248): «Ein Schweitzerischer Soldat solte wegen seiner kleinen ohnansehnlichen Persohn außgemustert werden, der sprach: Er habe sein lebtag nie gesehen, daß kleiner Leute halben eine Schlacht were verlohren worden.»[40] Und ähnlich (1, 242): «Ein Schweitzer ward von einem andern in

[39] Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, Sp. 2473, 2475.

[40] Wörtlich die gleiche Anekdote auch bei Samuel Gerlach, Eutrapeliae Philologico-Historico-Politico-Theologicae... Lübeck 1647, Bd. 2, 118, Nr. 608.

einem Kampff außgefordert, dem sagte ers zu, als ihn aber andere darvon abgemahnet, mit vermelden, sein Widersacher were ihm gar zu groß, antwortet er: desto besser ist er zu treffen. – Ein ander Schweitzer ruffte seinen Spießgesellen im Treffen zu: Sie solten die Feinde vnden abhawen, so fielen sie oben selbst hernach.» Und in der gleichen Quelle (1, 249): «Ein Schweitzer Hauptmann, als es ans Treffen gieng, sprach seinen Soldaten also zu: Wer sich förchtet, der stelle sich hinder mich.» – Und weil von der Schweizer Weiblichkeit noch gar nicht die Rede war, hier eine Anekdote von einem ebenso tapferen wie schlagfertigen Mägdlein[41]:

«In dem Krieg zwischen Keyser Maximiliano und den Schweitzern, als beyderseits Gemühter also auff einander verbittert waren, daß sie auch keine Herolden oder Trommelschläger mehr zusammen schickten, sondern ihre Brieffe vnd was sie einander zu entbotten, manchmal nur durch Meidlein oder alte Weiber übertragen liessen, schickten die Schweitzer einmal einen Brieff durch ein vnansehnlich Meidlein ins Keyserliche Läger. In dem es nun auff die antwort wartete, vnd des Keysers Leibguardi vnterdessen das Meidlein zu Red setzte, vnd fragte: was die Schweitzer in ihrem Läger machten, antwortet es ihnen: Sehet ihr nicht, daß sie ewer warten? Als sie weiter fragten, wie viel ihrer weren? antwortet es: So viel, daß ihr eben genug seyn, euch wieder von ihren Grentzen zu treiben. Als sie nicht nachlassen, sondern es eigentlich wissen wollen, sagt es: Warumb habt ihr sie nicht newlich bey Costantz gezehlet, da sie euch so nahe vnter das Gesicht kamen, daß ihr vor ihnen außgerissen? Ein anderer fragte, ob sie auch noch zu leben hetten? dem antwortet es: Ja freylich, zum Warzeichen seyn sie ja noch lebendig. Als sie nun des Meidleins alle lachten, ware einer da, zog das Wehr auß, stelte sich greulich, als wolt er es jetzo vmbbringen. Zu dem sagte das Meidlein: Wann er so ein kühner Mann were vnd so gern Leute umbrechte, so solte er hin zu der Schweitzer Läger lauffen, da würd er seines gleichen finden, aber er dencke gewiß, ein arm wehrloß Meidlein sey eher hingerichtet, als ein Gewaffneter Mann, der sich zur wehr stelle.»

Weil aber bekanntlich alles, sogar das Schweizer Ruhmesblatt, seine Kehrseite haben muss, noch eine Geschichte aus dem «Studenten-Confect» (Nr. 105): «Item ein anderer sey [so hat der Autor erzählen hören] in den Krieg gezogen, und da er nach sieben Jahren wieder heimkommen, und seines Vaters Kuhe sehr geschryen, hat ers nicht leiden können, sondern von Ledder gezogen und die Kuhe erstochen

[41] Zinkgref-Weidner 1, 241f.

mit diesen Worten: I bina nuh 7 Johr im Krieg gsy, und ha myns Großettes Dagle noch nie uassezogen, aß über die kritz kretzische Hexe roohte Choa, sy schryet als heyni. Das mag mir wohl ein Soldat gewesen seyn, der das sechste (oder, wie es andere unsere Nachbaren und Stieffbrüder zehlen, das fünffte Gebot) nicht übertretten, als bey der rothen Kuhe!» Aber das ist nur ein Beispiel gegenüber vielen anderen, die das Gegenteil bezeugen.

Nicht immer ist den Schweizer Soldaten die Fremde gut bekommen. Darauf zielt ein Wortspiel bei Zinkgref (1, 246):

«Ein Schweizer Soldat, als sie in der Belägerung vor Roschell in Franckreich sehr grossen Hunger litten, sagte: Er wolle wieder zu seiner Kühe schellen, er stürbe wol Hungers bey der Roß schellen.»

Aber auch ohne solche Leiden war ihre Sehnsucht nach der Heimat bekanntlich so gross, dass man das Heimweh mitunter als «Schweizerkrankheit» bezeichnete[42]. Dazu noch eine letzte, eher traurige als lächerliche Geschichte aus dem «Reyßgespan» (Nr. 77):

«Zu Nissa in Proventzia lagen etliche Fähnlein Eydgenossen, einen Soldaten vnder ihnen kam das Heimwehe an (wie mans nambset)[43], der gieng zu dem Hauptmann vnd sprach: Herr Hauptmann, ich bitt, ihr wöllet mir Vrlaub geben; der Hauptmann sprach: Was ist das? Hast du das Heimwehe? Er sprach nein, aber ich bitt euch, laßt mich heimb; da fragt ihn der Hauptmann: wo er dann daheimb wäre? also bald zeigts er dem Hauptmann mit der Hand, lächlet vnd sprach: Herr, eben dort zu Meyenberg ähnen. Als ihn der Hauptmann aber nicht beuhrlauben wolt, starb er ehe dann in einer Stund. Dieser vermeinte, er wolte in einen Sprung daheimen gewesen seyn, wann er nur hätte Vrlaub erlangen können, vnangesehen er zehen oder zwölff Meylen hätte zu reysen gehabt.» Wozu der Autor noch bemerkt: «Wann jetziger Zeit die Soldaten das Heimwehe ankompt, so lauffen sie nicht lang dem Hauptmann vmb die Paßporten nach, sondern sie binden die Paßporten auff die Sohlen, dann ihnen ist lieber ein Thaler im Sack, dann ein Paßporten im Busen.»

[42] Vgl. dazu Fritz Ernst, Vom Heimweh. Zürich 1949; Ina-Maria Greverus, Heimweh und Tradition, in: SAVk 61 (1965) 1ff.

[43] Diese Bemerkung deutet an, dass das Heimweh damals noch kein gängiger Begriff war. Wie Fritz Ernst (wie Anm. 42) nachweist, ist «Heimweh» erst durch die «Dissertatio medica de Nostalgia» oder «Heimwehe» des Mülhauser Arztes Johannes Hofer von 1688 als Krankheitsphänomen erkannt und danach durch ein spezielles Kapitel in Johann Jacob Scheuchzers «Naturgeschichten des Schweizerlandes» (1705–07) eindringlicher ins Gespräch gebracht worden. Die Anekdote bei Talitz von Liechtensee dürfte also ein recht frühes Zeugnis für den Gebrauch des Wortes bieten.

Soweit die Zeugnisse, die ich vorerst aus dem Bereich des Erzählguts zur Charakterisierung des Schweizervolkes beibringen kann. Es ist dazu zu sagen, dass die meisten nicht als Einzelbelege zu werten sind. Viele dieser Geschichten wiederholen sich in verschiedenen Sammlungen, sei es, dass die Autoren voneinander abgeschrieben haben, was oft genug der Fall war, sei es, dass es sich eben um vielerorts bekannte Überlieferung handelte, die da und dort festgehalten wurde. Wir sind für historische Zeiträume ja auf literarische Quellen angewiesen, müssen jedoch zugleich bedenken, dass diese kleinen, oft in zahlreichen Auflagen erschienenen Büchlein Volkslesestoff waren und so die volkstümliche Erzähltradition sehr wohl beeinflusst haben können.

Diese kleinen Geschichten von biederen, berechnenden, verträglichen, streitbaren, einfältigen, pfiffigen, tapferen und hasenfüssigen Schweizern mögen zunächst widersprüchlich wirken. Allein angesichts der Tatsache, dass sich Spottlust und Kritik der Nachbarn immer eher an negativen, als an lobenswerten Eigenschaften entzünden, überwiegen doch die positiven Charakterzüge durchaus. Es gab jedenfalls über die Schweizer kein abfälliges Pauschalurteil, wie etwa über die Trunksucht der Deutschen, die Verschlagenheit von Franzosen und Italienern oder über die langfingerigen Spanier[44]. Sprichwörtlich war, wie gesagt, vielmehr die Tapferkeit, die Rechtschaffenheit, die Freiheitsliebe und die Heimatverbundenheit der Eidgenossen, und selbst im Spott über die hinterwäldlerische Einfalt der Schweizer schwingt zuweilen ein Unterton der Bewunderung für die unverbildet-naive, ehrliche Gemütsart dieser Alpenbewohner mit, eine Ansicht, die mit der von Rousseau und Haller ausgelösten Schweizerbegeisterung erst recht gültig werden sollte.

[44] So heisst es etwa im «Neuausgebutzten, Kurtzweiligen Zeitvertreiber... hg. durch C. A. M. von W., o. O. 1685, 167: «Ein Ritter sagte: Der Wein verderbt die Teutschen, das Spielen die Spanier, das Buhlen die Welschen und die Unbeständigkeit die Frantzosen.» Hier (S. 171) und anderwärts häufig überliefert war auch folgende, für die Volkscharakteristik typische Anekdote: «Ein Spanier sagte zu Kayser Carolo V., er solte doch den Teutschen ein scharffes Gesetz geben, damit sie das übermässige Trincken nachliessen. Hierauff gab ihm der Kayser zur Antwort: Damit würd ich so viel außrichten, als wann ich euch Spanier das Stehlen verbieten würde.»